

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Villinger, Hermine: Die Geringsten [2 Bilder; Hahn, Georg]

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

fengroße Goldföner, das sollten „kalifornische Oester-ier“ sein für den kleinen Paten. Außerdem war ein Bild darin von einem schönen jungen Mädchen, das sollte Ferdinands Braut sein, er bitte den Vater um seine Zustimmung und seinen Segen und lade alle zu seiner Hochzeit ein auf den Johannistag. Auch war ein schöner Gruß drinnen von Christoph und seiner Frau, die auch in Kalifornien waren und dort eine große Pferdezüchterei hielten auf einer Weide, die dreimal so groß sei als die ganze Dingskircher Gemarkung. Und das alles sei sein, und 235 Pferde dazu. Jedes von seinen sieben Kindern habe sein eigenes Reitpferd und seine Frau, die Amalie, zwei, sie sei aber ganz schaffig und haushälterisch geworden, denn Amerika und der Christoph habe sie's gelehrt. Da stieß die Taufgesellschaft an auf die Amerikaner und ließen sie leben. Ludwig aber nahm nachher ein Glas und ging mit seinem Vater, seiner Schwiegermutter und Schwägerin in die Kammer zu Meiele und stießen untereinander an darauf, daß sie alle zusammengekommen seien, Wühlers und Herrenjörgen und christlich arbeiten und leben gelernt hätten auf der rechten Mittelstraße und daß Gott am Ende alles so gut gemacht habe!



Die Geringsten.

Von H. Willinger.

ie standen des Sonntags ganz hinten an der Kirchenthüre, der Vesen-Jean auf der Männerseite, die Vieh-Marie auf der Frauenseite. Beide waren auch noch mit einem Gebrechen be-

haftet: die Vieh-Marie mit einem physischen, sie hatte einen krummen Rücken; und der Vesen-Jean mit einem moralischen, er hatte im Zuchthaus geessen. Bezeichnend für das weiche Gemüt des Mannes ist der Umstand, daß er nach seinen zwei Jahren Zuchthaus gleich wieder ins Vaterstädtchen zurückkehrte, wo man ihn nach reiflicher Überlegung, gerade als er nahe daran war, Hungers zu sterben, als Strafenlehrer anstellte. Nichtern war er gar nicht uneben, sogar ein bißchen flott mit seinem martialischen Schnurrbart. Hatte er jedoch getrunken, so war der ganze Kerl ein elender Jammerlappen.

Unbegreiflicherweise sehnte er sich stets nach diesem Zustande und es war einst geschehen, daß er um einiger Gläser Schnapfes willen einer Bande Diebe als Helfershelfer beigegeben hatte, wofür er auch richtig ins Zuchthaus kam. Die Vieh-Marie wohnte in der

„Krone“, in einem Verschlag neben dem Stall. Ihr Vater hatte als Knecht beim Kronenwirt gedient, und so ließ man sie in Gottesnamen im Haus. Sie führte im Sommer die Gänse des Städtchens auf die Weide und strickte dazu. Jetzt war sie dreißig Jahre alt, und in diesem Zeitraum hatte sie drei Ereignisse erlebt. Das erste bestand darin, daß sie einen Brief von ihrem Vater erhielt, der nach Amerika ausgewandert war. „Liebe Marie,“ lautete der Brief, „ich bring' mich durch, und wenn du dich auch durchbringst, so ist das die Hauptsach! Dein getreuer Vater.“

Die Vieh-Marie heftete sich den Brief über ihr Bett und las ihn alle Tage; es war ihre einzige Freude, und ihr einziges Glück, daß der Vater sich durchbrachte. Als er entschlossen war, nach Amerika zu ziehen, hatte er zu dem damals sechszehnjährigen Mädchen gesagt: „Weißt, Mariele, du bist halt so ein bißle krumm, da kann ich dich nicht gut mitnehmen, was würden sie drüben sagen?“ — Und da Vater und Tochter überzeugt waren, daß die ganze neue Welt mit weitausgerissenen Augen dastehen und sie begaffen würde, so waren natürlich beide von der Richtigkeit dieser Ansicht erfüllt.

Die Vieh-Marie vegetierte in ihrem Verschlag oder auf ihrer Wiese draußen gedankenlos weiter bis zum zweiten Ereignis ihres Lebens. Der Kronenwirt hatte ein Fäßchen Schnaps bekommen, und es stand im Hofe, bis der Knecht Zeit hatte, es in den Keller zu befördern. Aber das Fäßchen hatte durch die Kälte und durch unachtsames Abladen Schaden genommen, und so trüffelste der Schnaps langsam in die Gasse. Des Kronenwirts sechs Prachtgänse verlustigten sich über die Maßen an dem ungewohnten Getränke, und als die Vieh-Marie sie des Abends in den Stall locken wollte, lagen sie alle sechse auf dem Rücken und stredten die Beine steif und leblos in die Höhe. Das war nun ein Gezeter und Gejammer, und der Kronenwirt stuchte wie besessen. Die arme Vieh-Marie wurde gepufft und gescholten, aber sie wußte nichts zu sagen als immer nur: „Sie müssen verbert sein.“ — Man holte den „Balbierer“ und der kleine Mann klopfte und schüttelte und rieb die Gänse, aber keine mudste sich. Da sagte er: „Die haben Gift, laßt sie rupfen, Kronenwirt, morgen komm' ich und schneid' sie auf.“ Die Marie saß bis tief in die Nacht und rupfte die Gänse und legte die traurigen Gestalten sorgsam nebeneinander auf den Mist. Alsdann suchte sie ihr Lager auf. Plötzlich, sie mochte eine gute Weile geschlafen haben, erwachte sie an einem entsetzlichen Geschrei draußen im Hof. Gerad' als ob alle Gänse der Welt sich zusammengethan hätten, so lautete es. Die Vieh-Marie fuhr in ihren Rock und zur Thür hinaus in den Hof. Der Kronenwirt erschien am Fenster mit der Frau, an den Dachluten oben zeigten sich die verschlafenen Gesichter der Knechte und Mägde. Der Mond schien in heller Winterpracht, und die sechs nackten Gänse purzelten vom Mist herunter und stürzten zetermordio schreiend der Vieh-Marie entgegen. Da lachten die Zuschauer genau so laut als die Gänse schrieten, so daß ob dem Lärm die ganze Nachbarschaft aus den Betten fuhr. Rings an den Fenstern der Hinterhäuser erschienen Lichter und gleich darauf eine Anzahl Zipfel- und andere Schlafkappen, und es wurde herüber gefragt und geschrien, was es gäbe.

Die Vieh-Marie aber hatte mit Thränen der Freude und des Erbarmens die schnatternde Schar in ihren kleinen Verschlag gelockt, den sie fortan mit ihnen



teilte, da das arme bloße Getier in der Kälte nicht bleiben konnte. Als das Frühjahr kam, da hatte sie ihre Schützlinge so gut gepflegt und gewartet, daß sie nun mit leichtem Flaum bedeckt und anhänglich wie ein paar Hunde der Vieh-Marie auf die Weide folgten. Die Geschichte hatte natürlich kein geringes Aufsehen erregt im Städtchen, und es geschah, daß, wenn die Ganshirtin mit ihrer Schar nach Haus zog, zuweilen die Doktorin oder die Domänenverwalterin oder die Apothekerin bei ihr stehen blieben, um zu fragen: „Sind das dem Kronenwirt seine?“ Und mit welchem Stolz deutete dann die Vieh-Marie auf ihre sechs leichtbefiederten Schützlinge, und wie wohl that ihr die Aufmerksamkeit, welche diese von so hohen Herrschaften genossen! Wenn sie draußen auf der Wiese saß, und in ihrer langsamen faulen Weise an ihrem Strumpf strickte, so strickte sie jetzt nicht mehr plan- und gedankenlos ins Blaue wie früher, sondern ihr Blick suchte Kräuterkuchen und sonstige Leckerbissen, die sie dann ihren Lieblingen mit der Stricknadel bezeichnete.

Indes die Gänse überlebten den gebabten Schrecken nur eine kurze Zeit, wahrscheinlich weil die körperliche Zunahme bei den Federlosen so erschützlich war, und sie wanderten in die Küche. Nach ihrem Tode vegetierte die Vieh-Marie wieder interesselos dahin, bis das dritte Ereignis ihres Lebens hereinbrach.

Der Krieg war zu Ende, und der Kronenwirt stand unter seiner Hansthür, noch einmal so breit als gewöhnlich, die Hände in den Taschen und rief jedem Vorübergehenden entgegen: „Poz Bliß, jetzt sind wir aber Kerle — das heißt man ein Jahr! Da schaut, die Tochter hat mir müssen die Jahreszahl 1870 auf die Zippelkapp' sticken!“ Und als die sechs jungen Krieger des Ortes in der Heimat einzogen, mußten sie ihr die „Krone“ einfehren, und der Wirt schenkte ihnen von seinem Besten, und so oft sie aufbrechen wollten, schrie er: „Poz Bliß, jetzt noch eine Halbe auf den Kaiser!“ — und sie tranken ihr Glas jubelnd leer. Da schenkte es der Kronenwirt wieder voll und schrie: „Der Landsvater, poz Bliß, Kinder, der Landsvater!“ — Und so ging's fort, und alle großen Herren mußten leben, bis die sechs Krieger alle nacheinander leblos unter den Tisch sanken und nun dalagen wie einstmals die Gänse draußen auf dem Mist.

Der Kronenwirt aber in seiner patriotischen Glückseligkeit hatte des Guten noch nicht genug gethan, sondern kutschierte in die Stadt und brachte von da dem ganzen Hause ein Andenken an die große Zeit mit. Auch die Vieh-Marie wurde ins Wirtszimmer gerufen, und sie erhielt das erste Geschenk ihres Lebens: zwei Herzlebkuchen mit dem Bildnis des „Landsvaters“ und der „Landsmutter.“ Die Vieh-Marie hatte keine Idee von der Bedeutung der glorreichen Siege, die das deutsche Heer errungen. Niemand politisierte mit ihr, denn sie aß nicht am Tisch der Knechte und Mägde, sondern draußen in Gesellschaft ihrer Gänse; im Winter verpeiste sie ihren Teller Suppe in der ersten besten Ecke, und da hatte sie keine Zeit, aufzuhorchen, denn jeder schob ihr stets die Arbeit zu, die er nicht leiden mochte. Aber etwas von dem großen Zug, der durch alle Lande wehte, verfiel sich auch in dem einfältigen Gemüt der Magd, denn als sie die beiden Herzlebkuchen mit dem Fürstenpaar rechts und links vom Briefe ihres Vaters an die Wand genagelt hatte, faltete sie plötzlich die Hände und schaute die hohen Herrschaften ehrfurchtsvoll an mit den Worten: „Gellet, wir beten füreinander.“

Indes auch diese neue Freude sollte nur von kurzer Dauer sein. Die Vieh-Marie erwachte eines Morgens und fand ihre schönen Herzlebkuchen ringsum angebissen. Sie hatte es nicht gethan, das wußte sie ganz bestimmt, denn niemals hätte dies ihr Respekt für die hohen Herrschaften zugelassen. Es vergingen ein paar Nächte, und mit jedem Morgen erschienen die Lebkuchen kleiner. Die Vieh-Marie dachte: „Das sind Mäus“, und in der folgenden Nacht schlug sie, sobald sie im Bett lag, immerfort in die Hände, aber dann kam der Schlaf über die müde Kreatur, und so hatten die Mäuse wieder ein schönes Fest. Jetzt aber fürchtete die Vieh-Marie ernstlich für ihre Bilder, und als sie wieder zu Bett ging, legte sie ihre Herzlebkuchen unter das Kopfkissen. Am andern Morgen waren die Herrschaften auf dem weichgedrückten Kuchenschalen nicht mehr zu erkennen, und die Vieh-Marie starrte wie vom Blitz getroffen auf den Schaden hin. Als sie nach einer Weile zu einiger Fassung kam, brach sie in Thränen aus und aß dann in Gottesnamen alles auf samt dem Papier. „So,“ tröstete sie sich, „sind sie am besten aufgehoben.“

Nach diesem letzten Ereignis plagte die Vieh-Marie eine unbestimmte, stille Sehnsucht. Sie sagte nicht: „O, du schöner, lieber Frühling,“ als sie nach langer harter Winterszeit zum erstenmal wieder mit ihrer schnatternden Schar auf die Weide hinauszog, aber ihre blauen Augen schauten plötzlich jung und fröhlich wie Kinderaugen ins Leben, und als sie zum Besen-Jean, den sie jeden Morgen am Anfang der Hauptstraße, wo er sein Tagewerk begann, zu begegnen pflegte, als sie „Grüß Gott“ zu ihm sagte, wurde der ganz eigentümlich davon berührt. Er schaute sich jetzt in der Welt um und bemerkte den Sonnenschein; die blauen Heimatberge umschlossen die beiden so lieb und so traulich, und der Amfelschlag tönte durchs Thal. „Schau,“ sagte der Besen-Jean halb im Scherz und halb im Ernst, „ich thät' dich gleich nehmen, aber wir sind zu arm.“ Die dicken gemunden Backen der Vieh-Marie wurden noch röter, als sie schon waren, und sie hatte es plötzlich mit der Eile, wogegen ihre Gänse, die das nicht gewohnt waren, stark aufbegehreten. Der Besen-Jean schaute dem Mädchen nach, lächelte verächtlich über dessen verwachsenen Rücken und dachte nicht mehr an das, was er gesagt. Anders die Vieh-Marie; sie saß auf ihrer Weide an die Bretterwand gelehnt, hinter der sich der kleine Friedhof des Städtchens befand. Sie saß und ihre Phantasie begann sich langsam wie ein ungeschmiertes Rad in Thätigkeit zu setzen. „Schon zwölfe,“ sagte sie, als die alte Kirchenglocke ihre blechernen Töne über das Städtchen sandte. Ebenso schnell verging ihr der Nachmittag. Am andern Morgen sagte das Mädchen wieder sein „Grüß Gott“ zum Straßenkehrer, ging aber nicht gleich weiter, sondern fragte mit einer leisen Angstlichkeit in der Stimme: „Wieviel braucht's zur Hochzeit?“ Der Besen-Jean hörte zu kehren auf. Er war halb belustigt, halb fühlte er sich geschmeichelt. Demnach kratzte er sich hinter den Ohren, huftete, machte sich wichtig und kam endlich damit heraus: „So an die zwanzig Gilden.“ Die Vieh-Marie langte in die Tasche und brachte ein kleines Päckchen hervor: „Das sind drei Gilden,“ sagte sie, „wir werden's schon zusammenbringen mit der Zeit!“ Und sie drückte ihm das Geld in die Hand und ging. Der Besen-Jean schaute ihr nach; er empfand ganz das Rührende ihres Vertrauens, und deshalb erschien ihm auch der Rücken des armen Mädchens etwas weniger



schief. Er steckte das Geld in die Tasche und war gefonnen, es treulich aufzuheben. Nur als er des Abends an dem kleinen Wirtshaus draussen vor der Stadt vorüberging, überkam's ihn: „Dummes, ich hab' drei Gulden im Sack.“ Aber er überwand die Aufsechtung und ging weiter. Nach einer Weile blieb er stehen: „Dem Altwirt sein Gesicht möcht' ich sehen, wenn ich so einen Gulden hinlegen thät!“ Und er kehrte um, nicht des Schnapses wegen, sondern aus Interesse für des Altwirts Gesicht. Der sah ihn denn auch so erstaunt wie möglich an, als der Besen-Jean sein Gläschen Schnaps mit einem Gulden bezahlte und dabei bemerkte, er habe kein kleines Geld. Das Gesicht des Altwirts, das alle Erwartungen übertraf, und das plötzlich höfliche Benehmen des sonst so groben Mannes erfüllte den Besen-Jean mit solcher Genugthuung, daß er sich noch ein Gläschen gönnte, und dann noch eines und so fort.

Spät in der Nacht taumelte er schluchzend nach Hause; er wohnte beim Totengräber in der Miete, dem er auszuhelfen pflegte, wenn einmal in einer Woche zwei Beerdigungen stattfanden, denn dann verlor der Totengräber gewöhnlich den Kopf. Der Besen-Jean kam in dieser Nacht sein schmales Treppchen nicht hinauf, sondern blieb unten liegen. Kaum daß er sich getraute, der Vieh-Marie am andern Morgen ins strahlende Antlitz zu sehen. Aber als der Abend kam, hatte er wieder eine unbezwingliche Sehnsucht nach des Altwirts erstauntem Gesicht, und dieses Gesicht war sein Unglück, denn das ihm anvertraute Geld ging vollständig dafür auf.

Der Verkehr der beiden beschränkte sich fortwährend auf die paar Worte, die sie des Morgens in der Frühe in aller Schnelligkeit miteinander wechselten. Denn im Grunde schämte jedes eigentlich jedes ein bißchen des andern. Der Besen-Jean war freilich im Zucht-hause gewesen, aber er hatt gerade Glieder und spielte unter keinesgleichen beim Altwirt draussen mit dem Gelde der armen Gänsemagd den Flotten.

Von Natur ein Prahlhans, band er den Bauern allerlei Stüchchen auf, und so war er zu dem Ruf gekommen, als warte in jeder Gasse ein Schatz auf ihn. Sein Verhältnis mit der Vieh-Marie hätte ihn daher wenig Ehre eingetragen, denn nichts verzeiht man schwerer auf dem Lande, als ein körperliches Gebrechen. Die Vieh-Marie dagegen hatte nicht sobald begriffen, daß das Auge hoch über dem Altar der Pfarrkirche, das so scharf aus den dreizadigen Strahlen herauschaute, das allwissende Auge Gottes sei, als sie auch ihr ganzes Leben so einrichtete, um diesem Auge kein böses Schauspiel zu geben. Da nun aber Gott und die Welt selbstverständlich des Besen-Jeans verbrecherische Vergangenheit kannten, so war das für die Vieh-Marie kein geringer Schmerz, und sie suchte, wenn auch nicht vor Gott, so doch vor den Leuten ihre Bekanntschaft geheimzuhalten.

So wurde es Winter und wiederum Frühling. Der Besen-Jean fuhr fort, die lauererparten Kreuzer des armen Mädchens zu vertrinken und wurde dabei immer verkommener und elender. Branntwein und Gewissensbisse schwächten ihn gleichzeitig, und es gab bald gar keinen andern Zustand mehr für ihn als den der Trunkenheit oder der Zerknirschung. Ganz anders die Vieh-Marie; sie verdiente doppelt soviel als früher, denn sie strickte jetzt dreimal so rasch, als es sonst der Fall gewesen. Auch stand sie früher auf und tummelte sich, sodas ihre dicken Backen mehr und mehr dem freundlichen Augenpaar Platz machten, das

immer entschiedener und freier ins Leben zu blicken begann. Wie glücklich war sie, wenn sie dem Besen-Jean des Montags ihren ganzen Lohn einhändigen konnte, wobei sie nie zu fragen unterließ: „Ist's auch bald g'nug?“ Er schaute dann zur Erde, steckte das Geld ein und meinte seufzend: „Noch nit ganz!“ Kaum daß er ihr Gebrechen noch bemerkte, wenn er ihr nachschaute, nur ihr gutes, vertrauendes Auge verfolgte ihn und machte ihn elend, bis er trank und sich vergas. — Als nun aber die Vieh-Marie wieder einmal auf ihrer Wiese saß und strickte, da kam ein Notfehlchenpaar mit seinen Jungen über die Kirchhofumzäunung geflogen, und alsbald begannen die Alten die kaum flüggen Vögelchen zu füttern. Die Vieh-Marie hatte das oft gesehen, aber nie beachtet. Nun hörte sie auf zu stricken und schaute sich das liebevolle Treiben an. „O, liebs Herrgötte!“ seufzte sie plötzlich auf, „wenn wir auch einmal eins haben!“ Am andern Morgen sagte sie zum Besen-Jean im Vorbeigehen: „Und ist's ein Büble, so heißt's Jean, gelle?“ Der zukünftige Vater spuckte in die Hand und schlug ein paar Mal in die Luft mit den Worten: „Parieren muß er.“ Die Vieh-Marie trollte sich. Wie war die einsame Wiese nun so belebt für sie! Das arme, kleine Büble! Das Herz floß ihr über in Bedauern, daß er Schläge haben sollte. Nein, sie ließ es nicht zu, sie stellte sich dazwischen, und wenn er schrie, so sang sie ihm vor all ihre schönen Kirchenlieder. Sie begann zu singen und sang nun alle Tage; ihre Stimme, die sonst nur in der Kirche erschallt war, tönte jetzt weit über die stille Weide hin. Dabei sah sie ihr Büble wachsen und wachsen und groß und brav werden. So ging sie umher wie im Traum und that alles mit Freude, und wendete ihre alten Kleider und sticte sie aus, um ja jeden Kreuzer dem Jean bringen zu können. Das Glück lag über ihr wie ein Heiligenschein, und je mehr sie wuchs unter dieser sonnengleichen Gewalt, desto kleiner, miserabler und elender wurde der Mann, auf den sie ihre ganze Hoffnung gesetzt. Und was die Vieh-Marie in ihrem Leben nie für sich gethan, das that sie nun für das Büble. Das allgegenwärtige Auge Gottes verlor sich etwas aus dem Horizont ihrer Gedankenwelt, die sich nun ganz um das Kind drehte. Sie begann die Strümpfe, die sie für andere Leute strickte, etwas kleiner zu verfertigen, als es der Brauch war. Niemand merkte das, und von den übrigen Wollenresten, die alle Farben der Welt hatten, strickte sie die ersten winzigen Kinderstrümpfchen. Nur in der Nacht geschah's, wenn der Mond in ihren Verschlag schien, wenn alles im Haus schlief und nichts sich rührte weit und breit. In solchen Nächten dachte sie allen Ernstes, sie hätten ihr droben angezündet, und daraus erkannte sie, daß Gottvater ein Einsehen hatte. Indes nach ihrer Berechnung konnte sie sich eines Tages mit Recht sagen, daß die Summe von zwanzig Gulden endlich vollständig sein mußte, auch wenn der Besen-Jean nichts dazu beigesteuert hätte. Als sie daher am folgenden Morgen sich am alten Platz begegneten, blieb sie stehen mit den Worten: „Aber jetzt wird's g'nug sein?“ Der Besen-Jean schrak zusammen, ein leises: „Jo, jo, freilich,“ kam über seine Lippen. Da nickte sie ihm selig zu: „In Gottesnamen, am Sonntag, gelle?“ — „Am Sonntag,“ wiederholte er dumpf.

Er konnte nichts anderes denken, während er weiter segte. „'s ist ein verdammts Leben, ein verdammts Leben,“ seufzte er zum Himmel auf, that seine Pflicht



und Schuldigkeit, und kaufte sich, als der Abend kam, von seinem letzten Kreuzer einen Bogen Schreibpapier. Über zwei Stunden saß er darauf in seiner Kammer und zwang die vom Trinken zitterigen Finger zum Schreiben. Alsdann ging er aus und nahm den gewöhnlichen Weg zum Altwirt. „Altwirt,“ sagte er, „heut' müßt Ihr mich antreiben.“ — „Warum nit!“ rief der Mann, denn der Besen-Jean war die Zeit über ziemlich pünktlich im Bezahlen gewesen. Nun saß er und trank ein paar Stunden lang, sah mit einem vergnügten Grimmen dem Altwirt zu, wie dieser einen Kreidestrich um den andern auf die schwarze Tafel an die Thüre machte — und dies war des Besen-Jeans letzte Freude. In der Nacht taumelte er zum Haus hinaus.

„Tausend,“ dachte der Totengräber, als er am Morgen seine Stubenthür öffnete, „heut' liegt er ja nit auf der Trepp.“ Als er den Besen-Jean den ganzen Tag nicht zu sehen bekam, meinte er: „Nun bleibt er vollends auf der Landstraß' liegen.“ So ging

der Samstag hin, und am Sonntag in der Früh ging der Totengräber doch endlich in des Besen-Jeans Kammer, und da lag ein Brief auf dem Tisch mit der zitterigen Aufschrift: „An die Vieh-Marie auf den Sonntag!“

Sonntag war's, und so ging der Totengräber noch vor der Kirche in die „Krone“ und rief die Vieh-Marie heraus. „Auf den Sonntag,“ sagte er, „da steht's.“

Der Vieh-Marie klopfte das Herz, es wurde ihr zu eng im Verschlag, und die Mägde hatten gesehen, daß sie einen Brief erhalten und thaten gar wunderthätig. Es war ja wohl die Heiratsgeschichte, denn da gab's immer Geschriebenes. „O, liebs Herrgöttle,“ stammelte die Vieh-Marie, steckte ihren Brief ins Brusttuch und eilte zur Kirche, denn es hatte geläutet. Und wie sang, wie betete sie an diesem Morgen! „Gellet, du hörst mich,“ sagte sie zum strahlenden Gottwater und schrie sich fast die Lunge aus. Nach der Kirche lief sie hinaus auf die Weide, setzte sich auf ihren alten Platz und buchstabierte im Schweisse ihres Angesichtes folgendes zusammen:



Und wer vorüberging, der mußte sich freuen über das Getreibe der kleinen Schar, die im Kreise tanzte.

„Geliebte Vieh-Marie!  
Als ich habe gesehen, daß ich alles hinausgebuzet habe dein ganzes Geld habe ich bemerkt daß ich ein großer Schuft bin und kann ich dir nicht mehr schauen in die blauen Auglein und so habe ich beschloffen dieses traurige Eiland welches heißet das Leben zu

verlassen und wenn du diesen Brief hast gelesen so bin ich erfossen im Mühlbach

Dein ewig getreuer Besen-Jean und Liebhaber.“

Aber nachdem die Vieh-Marie auch die Worte herausbuchstabiert hatte, den Sinn verstand sie doch noch nicht. Erst nachdem sie den Brief dreimal gelesen, dämmerte ihr die Wahrheit, und beim vierten Mal wurde sie ihr klar. Und nun kannte ihr Schmerz keine Grenzen; das erste war, daß sie ihre bunt gestrickten Kinderstrümpfchen, die sie immer bei sich trug, aus der Tasche zog, und dann schrie und schluchzte sie so lang und herzzerbrechend, daß es zum Erbarmen war. Als sie endlich den Kopf von den Knien erhob, schaute sie noch leise aufschluchzend zum Himmel empor und in ihrem Blick lag eine stumme, vorwurfsvolle Frage. Noch lange saß sie und starrte ins Blaue, von ihren Lippen löste sich manchmal der jammernde Ruf: „Mutter, o, Mutter!“ Sie hatte sie nie gekannt, aber an wen sonst hätte sie sich wenden sollen in ihrer Trostbedürftigkeit?

Es war nun wieder still auf der weiten Wiese und einsam und öde. Sie hatten den Besen-Jean nicht an der Bretterwand des Kirchhofes eingesenkt, und niemand lag an seiner Seite. Die Vieh-Marie saß weitab vom Kirchhof unter ihren Gänzen, wieder langsam und freudlos strickend wie ehedem. Sie sah nie nach dem Grabe, denn sie schämte

sich des Selbstmörders; sie wollte nichts mit einem zu thun gehabt haben, der nicht in den Himmel kam. Es sah so ganz verworren in ihr aus, wie nie in ihrem Leben. Sie mochte nicht aufsehen von ihrer Arbeit, denn ach, wenn sie es that, war's nicht, als ob der Himmel gerade jetzt seine schönsten Blümchen um die Verlassene sprossen ließe? Ja, alles, das Zwitschern der Vögel, das Ziehen der Wolken, die Sonnenstrahlen, die sich farbig glitzernd im Wiesenbach spiegelten, es war noch da, und sie mußte sich's wieder und wieder ausmalen, wie das Büble so freudig darüber in die Hände geschlagen hätte, wenn — ja, wenn's auf die Welt gekommen wäre.

Und eines Tages, da überkam sie der Schmerz und der Zorn über all die betrogenen Hoffnungen so gewaltig, daß sie aufsprang und zur Bretterwand des Friedhofes eilte, — aber als sie hinüberschaute, verstümmte sie. Denn da lag das Grab so einsam, so ungeschmückt und ungeweiht, ohne Kreuz, ohne Spruch und ohne Name. Da ging sie hin und weinte bitterlich und



grab die schönsten Wiesenblumen samt den Wurzeln aus der Erde und pflanzte sie auf des Besen-Jeans Grab. Allabendlich pflegte sie es, wenn die Dämmerung sich auf Feld und Fluren senkte, und der Friedhof im Schatten seiner alten Eichen lag, so daß es niemand sehen konnte.

Indes die Veränderung, welche sich im Laufe der Zeit an der früher so gedankenlos dahinlebenden Magd vollzogen hatte, blieb nicht ganz unbeachtet. Vor allen war es die Kronenwirtin, welche einiges Interesse an ihr zu nehmen begann, und die ab und zu, wenn sie der Vieh-Marie begegnete, meinte: „Du könnt'st auch was Besseres thun als Gänse hüten, ich will mich gern für dich umthun.“ Die Vieh-Marie hatte keine Sehnsucht nach einer andern Beschäftigung; nach dem, was sie erlebt, war ihr alles einerlei geworden. Als nun eines Tages eine Anzahl Bäuerinnen in der Wirtstube zur „Krone“ saßen, und der Wirtin ein langes und breites vorlamentierten über den plötzlichen Tod der alten Frau, welche die Kinder des Ortes bisher gehütet hatte, da meinte die Kronenwirtin: „Ich hätt' einen Vorschlag, ihr braucht nicht zu thun wie Matthäi am letzten, ich weiß jemand, und das ist die Vieh-Marie; jung ist sie und kräftig und ebenso brav, und singen kann sie wie der Herr Pfarrer, das sag' ich, die Kronenwirtin.“

So, nachdem man sich genugsam besprochen, beraten, besonnen und gestritten hatte, saß die Vieh-Marie an einem schönen Sommertage wiederum auf ihrer Wiese, aber statt der Gänse spielten die Kinder des Ortes um sie herum. Für den Anfang machte der Wechsel noch wenig Eindruck auf ihr Gemüt. Es gab viel Arbeit, denn die Kinder waren anders geartet als die Gänse, und so hatte sie immerfort zu wehren, zu trösten und zu schlichten. Wohl oder übel mußte die Vieh-Marie zu ihren Pledern Zuflucht nehmen, denn die kleine Schar wollte immer unterhalten sein, und als das nicht ausreichte, so begann sie in Gottesnamen die Kleinen mit all den schönen Dingen bekannt zu machen, die sie einst um des Bibbles willen beachten gelernt. Bald hingen die Kinder mit leidenschaftlicher Züchtigkeit an ihrer neuen Wärterin, und wer vorüberging, der mußte sich freuen über das frohe Getreibe der kleinen Schar, die im Kreise tanzte, von der Vieh-Marie angeführt und gar lustig durcheinandersang, bald Kirchenlieder, bald Volkslieder, und alle Welt erbaute sich daran.

So trat denn bei der Vieh-Marie der Schmerz über das eigene Geschick immer mehr in den Hintergrund, und der Kinder Freud' und Leid nahm bald ihr ganzes Denken ein. Sie wurde im wahren Sinn des Wortes wie „eines unter ihnen“, denn auch der letzte Rest falscher Scham über ihre einstige Liebe schied aus ihrem Herzen. Und als die heilige Weihnacht ins Land kam und am frühen Nachmittage schon jeder seinen Teil zu sorgen und zu richten hatte, da schritt die Vieh-Marie mit zwei gepudgten Weihnachtsbäumchen am helllichten Tag zum Städtchen hinaus auf den Friedhof.

Da draußen pflanzte sie das große und das kleine Bäumchen dem Besen-Jean aufs Grab, weinte ein paar stille Thränen und schaute dann andächtig zu, wie die glühende Abendsonne langsam hinter den Heimatbergen verschwand. „So ist's recht,“ nickte sie ihr nach, „jetzt geht sie drüben auf, und die haben auch ihre Freud'.“

Und so in der Freude an anderer Freude hatte sie die ewige Freude gewonnen, die nimmer vergeht.

## Pagenliebe,

eine Ballade von Schulte vom Brühl.

Hoch droben stand in alter Zeit  
Ein Schloß mit stolzen Hallen,  
Das sah vom Berg zum Thale weit;  
Nun ist das Schloß verfallen.

Nur trugig noch raget ein mächtiger Turm,  
Drin tönt es und rauscht es bei Wetter und Sturm  
Von alten, verklungenen Sagen.

Einst schwelgte froher Rittertroß  
Im festgeschmückten Saale,  
Einst hallten durch das hohe Schloß  
Die Klänge der Pokale.

Und herrlicher Ritter erschienen noch viel  
Der Gräfin zu dienen, mit Sang und mit Spiel  
Zu feiern die schönste der Frauen.

Wohl war ihr frohes Herz dahin,  
Da sie in Jugendtagen  
Des Grafen wilden, harten Sinn  
Mit bitterer Pein ertragen.

Und als er gestorben und als sie frei,  
Da höhnt' sie die Werber, die zogen herbei  
Und spottet der männlichen Liebe.

Voll Hohn einst sprach die schöne Frau:  
„Seht ihr den Turm dort ragen  
Umspielt von Licht und Atherblau?  
Wohlan, wer will es wagen

Zu steigen bis hoch in die Lüfte hinein  
Von Lücke zu Lücke, von Stein zu Stein  
Hinauf zu den ragenden Zinnen?

Dort oben steht gefüllt mit Wein  
Der schönste der Pokale.

Dem Sieger soll der Becher sein,  
Und hoch im hellsten Strahle

Da mag er ihn leeren vom Rande zum Grund  
Und jauchzend verkünden weit hin in die Rund'  
Den Namen der Herzensgeliebten.“

Jetzt trieb es wohl der Ebel viel  
Um solchen Dank zu ringen,  
Doch keinem Ritter will das Spiel,  
Das lähne Spiel gelingen.

Wohl strebten sie eifrig die Mauern hinan,  
Doch eh' noch die schwindelnde Höhe begann,  
So stürzten sie kläglich zu Boden.

Zu enden droht' das Preisgefecht,  
Schon läßt man ab vom Sturme,  
Da tritt der Gräfin Edelknecht  
Mit leichtem Schritt zum Turme.

Von Lücke zu Lücke, von Steine zu Stein  
Schwingt kühn sich der Knab' in die Lüfte hinein  
Bis hoch zu den ragenden Zinnen.

Entlastet hebt sich jede Brust  
Tief unten in dem Grunde;  
Er aber führt mit wilder Lust  
Den Goldpokal zum Munde.

Frei steht er und kühn dort, umflossen vom Licht,  
Und leert ihn, den Becher, und zittert nicht  
Und jauchzt dann hinab in die Runde:

„Und sollt' ich meines Herzens Pein  
Und meine Lieb' bekennen,  
So muß ich dich, o Herrin mein,  
Mit heißem Sehnen nennen!

Dich lieb' ich, — dich grüß' ich zum letzten Mal!“  
So jauchzt er und ruft über Berge und Thal  
Und stürzt sich vom Turm in die Klüfte.